



Leseprobe aus „Schwarze Schatten über Frankfurt“

Viele Mythen und Sagen ranken sich um alte Städte und Frankfurt ist alt, sehr alt. Sind diese Legenden nur ein geheimnisvolles Flüstern aus längst vergangenen Tagen oder steckt viel mehr Wahrheit dahinter, als wir vermuten? Phantastisch oder unheimlich hören sich diese Überlieferungen an. Doch was, wenn sich eine davon als wahr erweist? Und wenn diese Tatsache nicht nur ungläubiges Erstaunen hervorruft, sondern allein das Wissen um diese Wahrheit tödlich sein kann? Mein Name ist Daniel Debrien und genau das ist mir passiert – aus einer Legende wurde pure Wahrheit. Ich kann versichern, es gibt sie wirklich – die Sagengestalten und dunklen Geschöpfe der Nacht. Sie glauben mir nicht? Kein Wunder, denn manchmal zweifle selbst ich an meinem Verstand. Aber, diese Wesen hinterlassen überall Spuren in unserer von Verstand und Technik geprägten Welt. Wir haben es nur verlernt, genauer hinzusehen. Wir haben verlernt, die Wunder der Natur wahrzunehmen, genauso, wie unser Verstand sich sperrt, wenn es um Zauber und Magie geht. Unser Zwang, alles logisch und wissenschaftlich erklären zu wollen, lässt unser Gespür, unsere Intuition, unsere Sichtweise für die oftmals geheimnisvollen Vorgänge in Flora und Fauna verkümmern. Zwei Welten in einer? Wie sollte so etwas möglich sein? Von den logischen Köpfen als inakzeptabel und Humbug abgeschmettert, gibt es doch einige wenige, die sich ihre Sichtweise offenhalten. Sie sehen genauer hin, oder anders ausgedrückt, ihr Blickwinkel auf die Natur unterscheidet sich deutlich von unserem. Aber selbst wir, die wir diese Perspektive längst verloren haben, können uns trotzdem an so manch seltsame Begebenheit aus unseren Kindheitstagen erinnern. Eine flüchtige Bewegung im Schatten, das Lichtspiel zwischen den Blättern eines Busches, das Flüstern der Bäume, das merkwürdige Kribbeln im Rücken, als würde man beobachtet werden. Sie erinnern sich? Wir hätten damals schwören können, etwas gesehen zu haben, doch stattdessen ignorierten die Erwachsenen uns und taten es als Hirngespinnst ab. Bestimmt können Sie sich an den folgenden und oft verwendeten Satz erinnern: *So etwas gibt es nicht, werde endlich vernünftig!*

Kennen Sie Schwarzmäntel oder Weltengänger? Nein? Das ist nicht weiter tragisch, denn Sie befinden sich mit diesem Nichtwissen in bester Gesellschaft. Wie Sie hatte ich von diesen Figuren nicht die geringste Ahnung – bis zu jenem Tag, der alles verändern sollte!

Daniel Debrien

Es war ein vom Wetter her durchwachsener Donnerstag. Ich hatte die nächsten zwei Wochen frei und war auf dem Weg in die Frankfurter Innenstadt, um ein paar Einkäufe auf der **Zeil** zu erledigen. Die **Zeil** ist eine der meist frequentierten Einkaufsstraßen in Deutschland. Wie immer nahm ich die U-Bahnlinie 4, von Bornheim Mitte in Richtung Bockenheim und stieg an der Konstablerwache aus.

Konstablerwache – was für ein seltsamer Name, nicht wahr? An diesem Platz stand vor rund fünfhundert Jahren ein Zeughaus der Frankfurter Stadtwehr. In dem einstigen Gebäude wurden der Historie nach Waffen und andere gefährliche Gegenstände gelagert, später wurde daraus eine Polizeistation. Wie der Name schon vermuten lässt, war es die Wache des Konstablers, quasi eine Art militärischer Aufsichtsperson. Warum ich Ihnen das alles erzähle? Nun, weil

dieser Name in unserer Geschichte noch eine gewichtige Rolle spielen wird. Aber zurück zur *Zeil ...*

Täglich drängeln sich hier Tausende von Menschen durch Geschäfte und große Einkaufspassagen, immer auf der Suche nach dem vermeintlichen Schnäppchen. Hektisch und ohne Zeit eilen sie mit finsternen Blicken über diese Meile des Konsums. Ich verließ über eine Rolltreppe die U-Bahnstation. Den Eingeweiden der Stadt entstieg, ließ ich mich mit dem Strom der Menschen treiben, denn ich hatte, entgegen meinen Gewohnheiten, diesmal wirklich viel Zeit. Es fühlt sich seltsam an, wenn all die Leute rastlos an dir vorüberziehen, während du selbst keine Eile verspürst. Irgendwie entschleunigt sich die Zeit und plötzlich werden deine Sinne schärfer. Die Oberflächlichkeit einer flüchtigen Betrachtung weicht einem genaueren Hinsehen.

An diesem Tag habe ich sie zum ersten Mal bemerkt, auch wenn ich damals noch nicht wusste, wer sie waren, Männer mit schwarzen Mänteln und tief ins Gesicht gezogenen schwarzen Kapuzen. Zwei von ihnen standen auf der gegenüberliegenden Seite der Fußgängerzone und schienen mich aufmerksam zu beobachten. Schlagartig breitete sich ein ungutes Gefühl in meiner Magengegend aus. Unwillkürlich blieb ich stehen und schaute neugierig zu ihnen hinüber. Als die Männer erkannten, dass ich sie ansah, wurden sie zunehmend unruhiger und nervöser. Plötzlich stöckelte eine blonde Dame mit endlos langen Beinen auf azurblauen High Heels durch mein Blickfeld. Ich ließ mich gerne für einen kurzen Moment ablenken, um dann erneut mein Augenmerk auf die seltsamen Gestalten zu richten, doch sie waren nirgends zu sehen, als hätte sie der Erdboden verschluckt. Irritiert wanderten meine Augen die Einkaufsstraße rauf und runter, doch sie waren und blieben verschwunden. Kopfschüttelnd schlenderte ich weiter und hatte wenig später diese sonderbare Begegnung auch schon wieder vergessen.

Doch die Geschichte, die ich Ihnen erzählen möchte, begann mit dem geheimnisvollen Brief, den ich nach meiner Rückkehr aus der Frankfurter Innenstadt in meinem Briefkasten vorfand:

*Sehr geehrter Herr Debrien,
im Auftrag eines Mandanten bitte ich Sie, sich in zwei Tagen um 15:00 Uhr
in meiner Kanzlei zum Zwecke einer Testamentsöffnung einzufinden.
Hochachtungsvoll
gez. Notar Thomas Schulz*

Stirnrunzelnd betrachtete ich den Brief. Testamentsöffnung? Wer sollte gestorben sein? Niemand hatte in meiner zugegebenermaßen recht kleinen Verwandtschaft in letzter Zeit Gebrauch von seinem Recht des Ablebens gemacht. Noch dazu fiel der Termin ausgerechnet auf einen Samstag! Das war nun wirklich seltsam. Irritiert legte ich das Schreiben beiseite und griff zum Handy. Nach drei Telefonaten hatte ich die Gewissheit, dass sich alle Angehörigen bester Gesundheit erfreuten, doch das ungute Gefühl in der Magengegend hielt sich hartnäckig. Ich speicherte mir die Adresse des Notars ins Handy, merkte den Termin vor und legte den Brief in die Schublade. Übrigens noch kurz zu meiner Person, ich bin dreißig Jahre alt, wohne im Frankfurter Stadtteil Bornheim und studierte an der Goethe Uni in Frankfurt Geschichte mit Schwerpunkt 5. bis 16. Jahrhundert. Heute arbeite ich freiberuflich als Berater für das archäologische Museum Frankfurt. Doch zurück zur Geschichte. Die nächsten zwei Tage verliefen mehr oder weniger ereignislos. Ich wachte am Samstag relativ spät auf, da das Kneipenviertel der Oberen Bergerstrasse in Bornheim mal wieder zugeschlagen hatte. Mit leichtem Kopfweh saß ich vor meiner ersten Tasse Kaffee, als sich bei meinem Handy die Erinnerungsfunktion meldete, noch etwa drei Stunden bis zu dieser mysteriösen

Testamentseröffnung. Ich wollte es schon beiseitelegen, als jemand anrief. Ich schaute auf das Display, es war Chris. Chris, besser gesagt Christian, ist ein langjähriger Jugendfreund und immer für einen Spaß zu haben, doch wenn es drauf ankommt, kann man sich hundertprozentig auf ihn verlassen.

Ich nahm ab. „Hi.“

„Hallo Daniel! Na, was macht der Kopf? War gestern mal wieder länger als geplant!“

„Mit dir kommt man auch nicht nach Hause.“

Auf meine Antwort brummte Christian nur lapidar: „Ach ja? Warst nicht du derjenige, der gestern unbedingt noch in die nächste Kneipe ziehen wollte?“

Stimmt! Er hatte Recht – verdammter Alkohol. Unser Absacker hatte uns wieder einmal, wie schon so oft, in einen gemütlichen Gewölbekeller direkt auf der oberen Bergerstrasse geführt, hinein in die Weinkellerei Dünker.

Ich lachte. „Ok, ok – schon gut. Dieser Laden ist noch irgendwann mein Untergang.“

„Was hast du heute noch vor? Lust auf einen Kaffee in der Stadt?“

„Geht leider nicht. Ich muss zu diesem Termin. Du erinnerst dich? Ich hatte davon erzählt!“

„Ach ja, die ominöse Testamentseröffnung! Bin gespannt, was dabei rauskommt. Vielleicht schwimmst du schon im Geld und weißt es nur noch nicht“, unkte Chris.

„Wäre schön, doch das glaube ich nicht. Mein Bauchgefühl sagt mir in dieser Hinsicht etwas Anderes“, murmelte ich zurück.

„Naja, spätestens um Drei wirst du schlauer sein. Melde dich, wenn du fertig bist.“

„Du erfährst es als Erster, sollte ich nicht mehr arbeiten müssen!“, versprach ich und legte auf.

Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass ich noch genügend Zeit zum Duschen und Rasieren hatte.

Um halb Drei machte ich mich auf den Weg zur Kanzlei des Notars. Etwa zwanzig Minuten zu Fuß würde ich brauchen. Einfach die große Berger Straße in Richtung City laufen. Diese bekannte Straße in Frankfurt teilt sich in die Obere und Untere Berger. Der obere Teil eher traditionell, der untere Teil, schon im Stadtteil Nordend liegend, eher szenisch und hipp. Die Kanzlei lag in der Herbartstraße im unteren Bereich der Berger. Die Lage kannte ich gut, denn direkt an der Kreuzung Herbartstraße – Berger Straße hat mein Lieblingsitaliener seine Residenz; das *Bella Mia*. Kurz vor drei stand ich in besagter Seitengasse vor dem gesuchten Haus. Ein hoher Altbau mit schöner, neu restaurierter Fassade, eigentlich typisch für die Stadtteile Nordend und Bornheim. Ein großes, blank poliertes Schild prangte neben einer schweren Eingangstüre – *T. Schulz Rechtsanwalt und Notariat*. Plötzlich war es wieder da, das flaue Gefühl im Magen. Nervös lief ich die drei Steinstufen hoch und klingelte. Sofort erfolgte ein leises Brummen und die Tür klickte auf. Kaum war ich eingetreten, rief jemand im Hausflur: „Die Treppe hoch – erster Stock.“

Die Holzabsätze ächzten unter jedem Schritt. Ich schmunzelte vor mich hin, denn diese alten Stufen würden jeden Einbruchversuch im Keim ersticken. Dann hatte ich die erste Etage erreicht und ein freundliches Damengesicht blickte mich strahlend an.

„Herr Debrien?“, fragte sie rein vorsorglich.

„In voller Lebensgröße!“, bejahte ich und grinste zurück.

„Kommen Sie herein. Herr Schulz wartet schon.“

Sie nahm mich an der Türe in Empfang. „Schön, dass Sie pünktlich sind. Darf ich Ihnen etwas anbieten?“

„Kaffee wäre nicht schlecht.“

„Wie möchten Sie ihn?“

„Blond und süß.“

„Tschuldigung?“

„Mit Milch und Zucker, bitte.“

Sie kicherte leise und führte mich durch einen weitläufigen Gang auf eine braun verkleidete Tür zu. In Augenhöhe war ein kleines Goldschildchen mit der Aufschrift *T. Schulz* angebracht. Sie klopfte kurz, öffnete den Eingang einen Spalt und streckte ihren Kopf hinein. „Herr Debrien wäre jetzt da!“

Eine kehlige Stimme hallte von drinnen: „Worauf warten Sie noch? Herein mit ihm!“

Sie schob die Türe ganz auf. „Herr Schulz erwartet Sie. Der Kaffee kommt sofort.“ Glucksend setzte sie hinzu: „Natürlich blond und süß!“

Während des Eintretens nickte ich ihr freundlich zu. „Vielen Dank.“

Dann empfing mich ein eigenartiger Geruch, der an eine Mischung aus Staub, Mottenkugeln und Bohnerwachs erinnerte. Das Büro war gelinde gesagt riesig und eine große Fensterfront hätte viel Licht ins Innere gelassen, wenn da nicht diese schweren Brokatvorhänge gewesen wären. Die Möbel waren im Kolonialstil gehalten, gewürzt mit einer kräftigen Prise indischem Einfluss. An den Wänden standen kolossale Regale, die überquollen vor Büchern. Mein erster Gedanke war, *wenn er die alle gelesen hat, muss er weit über hundert sein*. Mitten im Raum stand eine geräumige Sitzecke aus dunklem Leder. Weiter hinten befand sich ein Schreibtisch und dahinter blickten mich neugierig zwei Augen über eine randlose Brille an. „Treten sie näher, junger Mann.“

Ich umrundete elegant die Sitzecke und kam vor dem Schreibtisch zum Stehen.

Der Notar erhob sich formell und streckte mir seine Hand entgegen. „Schulz. Thomas Schulz. Freut mich Sie kennen zu lernen, Herr Debrien. Nehmen Sie doch bitte Platz.“

Ich schüttelte ihm die Hand und antwortete wahrheitsgemäß: „Ich weiß noch nicht, ob die Freude auch meinerseits ist, denn ehrlich gesagt, habe ich nicht die geringste Ahnung, warum und weshalb ich hier bin. Vielleicht eine Verwechslung, denn in meiner Familie ist niemand gestorben.“

Schulz schüttelte den Kopf. „Ganz ausgeschlossen!“

Die entschiedene Betonung dieser zwei Worte, trieb mir nun doch ein paar kleine Schweißperlen auf die Stirn. Was zum Teufel wollte dieser kleine, dicke Mann von mir?

Lachend meinte der Notar: „Sie fragen sich natürlich, warum Sie hier sind? Verständlich, denn meine Einladung war nicht gerade ausführlich und das Wort Testament trifft es in diesem Falle nicht so ganz.“

Leichter Zorn wallte in mir auf: *Klugscheißer und warum schreibst du es dann so?*

Schulz lehnte sich nach vorne und blitzte mich mit seinen Schweinsäuglein an. „Also gut, kommen wir gleich zur Sache.“ Er fuhr mit seinem Bürostuhl etwas zurück, beugte sich nach vorne und schloss eine Schublade des Schreibtisches auf. Er zog einen großen Briefumschlag hervor und legte ihn vor sich auf die Schreibunterlage des Tisches. Der Umschlag war zugeklebt und mit einer Art amtlichen Siegel versehen, damit war sichergestellt, dass niemand ihn zuvor geöffnet hatte.

„Dieses Kuvert wurde unserer Kanzlei vor fünfundzwanzig Jahren zur Aufbewahrung übergeben. Der Auftrag lautete: *Vier Tage nach seinem dreißigsten Geburtstag setzen Sie sich mit ihm in Verbindung. Öffnen Sie diesen Umschlag in seinem Beisein und händigen Sie ihm den Inhalt aus.* Deshalb sind Sie hier, Herr Debrien. Ich bin also lediglich ein Überbringer, nichts weiter. Doch zuerst bitte ich Sie um ihren Personalausweis, denn ich muss mich Ihrer Identität versichern.“

Seine Worte trafen mich wie ein Donnerschlag. Wer um alles in der Welt plant eine Übergabe so lange Jahre im Voraus? Und richtig, mein Geburtstag fiel in dieser Woche auf einen Mittwoch. Jetzt verstand ich auch, weshalb der Termin am Samstag stattfand. Ich zog meinen Personalausweis aus dem Geldbeutel und reichte ihn Schulz. „Wer hat Ihnen damals den Umschlag zur Verwahrung anvertraut?“

Er begutachtete ausführlich das Ausweisdokument, nickte kurz und schob ihn über den Schreibtisch wieder zurück. „Es tut mir leid, ich habe keine Ahnung, wer diese Person war. Ich übernahm vor etwa dreizehn Jahren die Kanzlei von meinem Vater. Er erzählte mir, dass der Überbringer damals eine stattliche Summe gezahlt hatte, hüllte sich aber über dessen Identität in Schweigen.“

„Dann fragen wir ihn doch einfach!“

Er schüttelte den Kopf und berichtete weiter: „Mein Vater ist vor fünf Jahren gestorben. Es wird also sein Geheimnis bleiben. Wollen wir den Brief nun öffnen?“

Ich nickte fahrig. Das Ganze wurde immer mysteriöser.

Schulz zog einen Brieföffner hervor und schlitzte das Papier am Falz auf. Er fuhr mit seiner Hand in den Umschlag und zog zwei weitere Kuverts hervor. Die beiden Umschläge unterschieden sich deutlich voneinander, einer sah uralt aus, als läge er schon hunderte Jahre in dieser Schublade. Es schien sich um ein altes, gefaltetes Pergament zu handeln, das irgendwann mit dunkelrotem Wachs versiegelt worden war. Dieser vergilbte Brief war schon mehrmals geöffnet worden, denn die Wachsschicht war praktisch nicht mehr vorhanden. Auf dem zweiten Briefkuvert stand in gestochen, scharfen Großbuchstaben: *DANIEL DEBRIEN – PERSÖNLICH* –! Urplötzlich tobten mir die absurdesten Gedanken durch den Kopf, während die Augen wie gebannt an meinen Namen hingen. Schulz hingegen förderte noch einen weiteren Gegenstand aus dem großen Umschlag zu Tage, ein kleines schwarzes Päckchen, das ungefähr die Größe einer Zigarettenschachtel hatte. Interessiert zog ich meinen Sessel näher an den Tisch, um genaueres sehen zu können. „Was ist das?“, fragte ich vorsichtig.

Der Notar zuckte mit den Schultern. „Wie gesagt, ich bin nur der Überbringer.“

Einer inneren Eingebung folgend, packte ich die Briefe sowie den kleinen Gegenstand in den großen Umschlag zurück und machte Anstalten aufzustehen. „Gut, so sind wir also fertig?“

Irritiert blickte er mich an und kam leicht ins Stottern: „Äh, ja ähm, es scheint so, sollten Sie keine weiteren Fragen an mich haben?“

„Hätten Sie denn Antworten für mich?“, stellte ich sofort die Gegenfrage und meinte bissig, „Sie sind doch lediglich ein Bote, der nicht ins Vertrauen gezogen wurde. Sie haben Ihren Auftrag erfüllt und der Job ist somit erledigt – oder?“

Plötzlich wirkte er erleichtert, als wäre gerade eine zentnerschwere Last von ihm abgefallen. „Richtig, leider kann ich Ihnen nicht weiterhelfen.“

Das kam ein bisschen zu schnell. Jetzt war ich mir sicher, er wusste mehr, als er zugab, doch die Aussicht, ihm etwas zu entlocken, stand gegen Null. Ich machte noch einen Versuch. „Wenn Sie mir noch etwas zu sagen haben, dann wäre jetzt der richtige Zeitpunkt, Herr Schulz!“

Er setzte zu einer Antwort an, doch in diesem Moment schwang die Bürotür auf und eine überfreundliche Stimme hallte durch den Raum: „So, Herr Debrien, hier ist Ihr Kaffee.“

Schulz klappte seinen Mund wieder zu, blickte freundlich zu seiner Bürokräft und nickte zur Bestätigung. Diese kam mit tänzelnden Schritten an den Schreibtisch und stellte ein Tablett mit Kaffee vor mir ab. Einen kleinen Moment später rang ich nach Atem, denn eine Parfümwolke griff, wie aus dem Nichts, meine Nasenrezeptoren an. Ein schwerer Geruch von Sandelholz, Zeder und Lilien klebte förmlich in der Luft. Die Dame hatte keine zwei oder drei Tropfen aufgetragen, sondern vermutlich den kompletten Flakoninhalt. Ich musste mich kurz wegrehen und husten.

„Bei Erkältung kann ich Ihnen ein wahres Wundermittel empfehlen. Sie müssen nur...“, doch bevor sie weitersprechen konnte, hob ich hustend die Hand und würgte sie ab.

„Keine Erkältung, vielen Dank. Ich habe mich nur verschluckt.“

Sie nickte schmunzelnd und trat den Rückweg zur Tür an. Schulz sah ihr verträumt nach und meinte gedankenverloren: „Ist sie nicht eine gute Seele? Was würde ich nur ohne sie machen?“

Ich ersparte mir eine ironische Antwort, griff stattdessen zum Kaffee und zog verwundert die Augenbrauen hoch. Er schmeckte ausgezeichnet. Nachdem ich die Tasse wieder abgesetzt hatte, sah ich Schulz mit ernster Miene an. „Wollten Sie mir noch etwas mitteilen?“

Der Notar schrak aus seinen Gedanken. „Ach ja, natürlich. Sie müssen mir den Empfang der Gegenstände quittieren, nur für die Richtigkeit der Unterlagen.“

„Das meinte ich eigentlich nicht, Herr Schulz!“, erwiderte ich und lächelte betont freundlich.

Da war es wieder, das unsichere Flackern in seinen Augen. Er schien zu überlegen, während seine Finger nervös auf die Schreibtischunterlage trommelten. Dann fuhr ein Ruck durch seinen Körper und er meinte bestimmt: „Ich kann Ihnen wirklich keine weiteren Hinweise geben, so leid es mir tut.“ Er fischte ein Blatt aus einer Ablage neben dem Schreibtisch und reichte es mir. „Wenn Sie mir nun bitte den Empfang bescheinigen könnten.“

Ich überflog kurz den Text und setzte meine Unterschrift darunter.

Schulz erhob sich und reichte mir förmlich die Hand. „Dann wären wir jetzt fertig. Ich wünsche Ihnen noch ein schönes Wochenende, Herr Debrien.“

So was nennt man wohl sanft rauskomplimentiert! Ich erhob mich ebenfalls, übergang ganz bewusst den Handschlag, sagte kurz und bündig „Guten Tag“ und ließ ihn stehen. Als ich das Büro verließ, atmete ich erst einmal tief durch.

„Oh, Sie sind schon fertig? Das ging ja schneller als gedacht“, meinte die duftende Dame sichtlich erfreut.

„Ja. Vielen Dank noch für den Kaffee, er schmeckte fabelhaft und natürlich ein schönes Wochenende.“

„Für Sie auch, Herr Debrien“, flötete sie zurück und hielt mir bereits die Tür auf.

Ich lief die knarrende Holzterrasse hinunter und verließ das Gebäude. Es war Zeit für einen starken Espresso. Mein Stammitaliener, das *Bella Mia*, lag keine hundert Meter entfernt und so spazierte ich wieder Richtung Untere Bergerstrasse. Bereits von weitem sah ich, dass fast alle Außenplätze beim Italiener besetzt waren, kein Wunder angesichts des strahlenden Sonnenscheins. Damiano, der Oberkellner, bemerkte mich und winkte auch gleich, um mir anzuzeigen, dass noch ein Platz frei war. Nach einer kurzen Begrüßung stand wenig später ein dampfend heißer Espresso auf dem Tisch. Ich war gelinde gesagt verwirrt. Meine Gedanken kreisten immer wieder um die gleiche Frage: Was hat das alles zu bedeuten? Ich zog den großen Umschlag aus meiner Jacke und holte das vergilbte Schreiben hervor. Es war eindeutig aus echtem und altem Pergament, doch verriet das abgeblätterte Wachssiegel, dass es schon mehrmals geöffnet worden war. Erst jetzt bemerkte ich den Schriftzug, der auf der anderen Seite des Kuverts prangte – ein schwungvoll geschriebenes Wort: Weltengänger. Stirnrunzelnd faltete ich das Schriftstück auf und musste schon mein ganzes Können aufbieten, um die krakelige und verblichene Tintenschrift zu entziffern:

*Werter Nachfahre, Bruder im Blute,
so Ihr denn diese Worte in Händen haltet, wisset, dass Euch heute große
Bürde und Last auferlegt wurde. Mir ward die Verantwortung übertragen,
dies Geheimnis zu hüten und nur innerhalb der Familie weiterzugeben.
Dieser Unhold darf sein Ziel nicht erreichen! Die Geschehnisse auf der
Alten Brücke und die ungeheuerliche Tat des Gerthener im Jahre des Herrn 1399,
zwangen SIE zu handeln. Der Schlüssel wurd' entzwei gehauen,
auf dass die Tür für immer verschlossen bleibet. Die Gussform wurd' von ihm
getrennet. Eine davon haltet Ihr nun in Eurer Hand. Beschützt sie mit
Leib und Leben, Weltengänger!
T. d. B. – AD 21. Juno 1597*

War ich eben noch verwirrt gewesen, so wich dieses Gefühl nun einer kompletten Ratlosigkeit. Wollte mich hier jemand auf die Schippe nehmen? Wenn ja, dann hatte er jetzt sein Ziel erreicht!